



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Ein Damenpensionat im Staat Mississippi : 1. Wie ich Professor dreier  
schönen Künste wurde.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Gegenfäße, unwiderstehliche Nothwendigkeiten, einen weiter entwickelten Liberalismus, eine thätigere Volkskraft. Und wenn die Preußen jetzt selbst mannhast thun, was ihre Pflicht ist, so mögen sie getrost einem geneigten Schicksal und der Zukunft ihres Staates vertrauen. Denn daß der Fürst, den sie dem wahrscheinlichen Lauf der Dinge nach zu erwarten haben, in solcher Zeit zum Manne gehärtet wird, das vermag dereinst mehr als einzubringen, was jetzt verloren wird.

## Ein Damenpensionat im Staat Mississippi.

1. Wie ich Professor dreier schönen Künste wurde.

Das Folgende ist Wahrheit, wie sie ein treues Gedächtniß aufbewahrt, nichts von Dichtung darin. Das Bild mag eine Carrikatur sein, aber ich kann nichts dafür.

Mit philologischen und juristischen Kenntnissen, sowie mit einem anständigen Fonds deutscher Gewissenhaftigkeit ausgestattet, betrat ich vor sechsthalf Jahren die neue Welt, und siehe da, zu meinem nicht geringen Erstaunen fand ich drei verschiedene Professuren der schönen Künste, die sich in meiner Person vereinigen sollten, bereits für mich zugeschnitten. Kaum war ich nämlich in Philadelphia angekommen, als mein Freund K. mit freudestrahlendem Gesicht in mein bescheidenes Dachstübchen trat, um mir die ebenso überraschende, als erfreuliche Meldung zu machen, daß der Principal eines bedeutenden Dameninstitutes zu Macon im Staat Mississippi anwesend sei, um einen deutschen Professor für Malerei, Zeichnenkunst und Musik anzuwerben.

„Das ist,“ sagte er, „eine ganz vortreffliche Stelle, die Du unbedingt annehmen mußt.“

Vor Erstaunen anfangs sprachlos, blickte ich ihm eine Zeit lang ins Gesicht; der Ernst seiner Mienen überzeugte mich jedoch bald, daß er durchaus nicht scherzte. „Lieber Freund,“ erwiderte ich daher ablehnend, „ich habe ja in meinem ganzen Leben keinen Pinsel in der Hand gehabt. Gezeichnet habe ich zwar vor fünfundzwanzig Jahren auf der Schule bisweilen einen Kopf; aber selbst das ist längst schon vollständig wieder verlernt. Und dann was Musik betrifft, so habe ich heute mit Betrübniß bemerkt, daß ich nicht einmal die Noten mehr recht kenne; und seit mindestens fünfzehn Jahren habe ich keine Taste angerührt.“

Die erwähnte niederschlagende Erfahrung hatte ich nämlich gemacht, als ich mich auf einem Piano, das ich im Kosthause vorfand, ein wenig versuchte. Dabei hatte ich mir jedoch vermöge meines guten Gedächtnisses die ersten bei-

den Theile von Webers Aufforderung zum Tanz so ziemlich wieder eingeübt, während der dritte Theil mit seinen Läufern mir Schwierigkeiten entgegenstellte, vor denen die Steifheit meiner Finger erliegen zu müssen schien.

„Das hilft Alles nichts,“ entgegnete K. auf meinen Einwurf. „Du kommst gleich mit mir zum Principal. Spiele mir aber erst etwas vor.“

Mit hangen Vorahnungen setzte ich mich ans Klavier, haspelte die ersten beiden Theile der Aufforderung ab und blieb im dritten Theile, wie ich vorausgesehen, stecken.

„Ach, das ist Unsinn!“ fuhr mich jener an. „Wenn Du stecken bleiben willst! Das ist gar nichts!“

„Bester Freund,“ antwortete ich begütigend, „ich bliebe ja von ganzem Herzen gern nicht stecken; aber ich muß ja, weil ich das Stück nicht kann.“

„Ach was! Narrisches Zeug! Das muß Alles in einem Zuge fortgehen, sonst ist Deine Sache gar nichts. Aber komm nur mit.“

So brachen wir denn auf, um den Principal des gedachten Instituts zu treffen, der in einer großen Musikalienhandlung nicht fern von meiner Wohnung zu sprechen war. Mein Freund sollte den Dolmetscher machen, da ich noch nicht englisch sprechen konnte und überhaupt sehr wenig Englisch verstand. In der Bekümmerniß meines Herzens suchte ich unterwegs meinem Begleiter einzuschärfen, den Principal vom Zustand meiner künstlerischen Leistungsfähigkeit gewissenhaft in Kenntniß zu setzen, ihm aber auch zugleich bemerklich zu machen, daß ich mit eisernem Fleiße das Fehlende nachzuholen bemüht sein werde.

„Rede doch um Himmelswillen nicht solch wunderliches Zeug!“ erwiderte jener. „Das geht in Amerika gar nicht, Liebster. Hier muß man Alles können. Der Amerikaner verlangt einen fertigen Mann. Wenn ich dem Principale Deine Predigt halten wollte, wäre die Stelle unbedingt für Dich verloren.“

Durch diese Worte in eine ganz eigenthümliche Stimmung versetzt, betrat ich die Musikalienhandlung. Der Principal, Herr Poindexter, ein wohlbeleibter Herr und Methodist, war zugegen, musterte mich vom Kopf bis zu den Füßen und schien mich dann für den wirklichen und wahrhaftigen Besitzer der erwähnten drei schönen Künste zu halten. Bei meinem Eintritt in den Laden hatte ich übrigens mit Entsetzen in der Nähe des Einganges ein offen stehendes Piano bemerkt und suchte daher den Schauplatz der Verhandlungen möglichst fern von diesem Instrument zu verlegen, damit nicht ein zufälliger Blick auf dasselbe den Principal bestimme, den Vortrag eines Stückes von mir zu verlangen.

Die Unterhandlungen begannen zwischen meinem Freunde und Poindexter und waren überraschend schnell zu Ende gebracht. Denn es dauerte keine fünf Minuten, so eröffnete mir jener, daß Alles in der Ordnung und ich als Professor der Malerei, Zeichnenkunst und Musik engagirt sei. Das ging mir denn

doch einigermaßen über das Bohnenlied. Mein Gewissen kam zum Durchbruch und nöthigte mich, dem Principal mit schrecklichem Radebrechen, worüber dieser Gentleman mehrmals in lautes Gelächter ausbrach, auf englisch so viel verständlich zu machen, daß ich vom Malen und Zeichnen gar nichts verstehe und in der Musit zur Anfängerschaft zurückgekommen sei. Er erwiderte mir aber ganz trocken: „Sie haben Ihre vollen vier Wochen Zeit und können da recht gut alles das lernen.“

Das Schuljahr begann nämlich mit dem ersten October, während wir damals im dritten Viertel des August standen und schon Anfang Septembers zu Macon eintreffen sollten. Also in diesen vier Wochen sollte und konnte ich nach der Versicherung des Principales dreifach Künstler werden. Herr Poindexter mußte das als Eingeborner verstehen, und so wirkte seine Rede zugleich beruhigend und erhebend auf mein Gemüth, und ich dachte bei mir: „Das Klima in diesem Lande muß der Kunstentwicklung ganz besonders zuträglich sein und wird seine heilsame Kraft jedenfalls auch bei Dir nicht verfehlen.“

Mit erleichtertem Herzen fragte ich daher den Principal, ob er das zu künstlerischen Studien erforderliche Material an Oelfarben, Pinseln, Papier u. dgl. in seinem Institute vorrätzig habe, damit ich gleich meine Studien beginnen könne. Er bejahte das, und die Sache war abgemacht.

Er stellte mir darauf einen Herrn Oliva vor, den er für die italienische Sprache und für Gesang engagirt hatte. Oliva, der in Philadelphia den Bänkelsänger gemacht, d. h. in Bierwirthschaften gesungen hatte, gab sich zwar für den Sohn eines italienischen Generals aus und wollte den ersten italienischen Feldzug als Offizier mitgemacht haben; ich habe aber gegründeten Verdacht, daß er seines Zeichens eigentlich ein Schneider war. Denn er machte sich später selbst mehre Hemden, wendete sich den Rock u. dgl., und das Alles mit einer Fertigkeit und Geschäftskennntniß, wie sie nur ein in die Kunst der Bekleidung tief Eingeweihter besitzen kann. Ich selbst habe seiner Anweisung nicht unbeträchtliche Fortschritte in diesem edlen Gewerbe zu verdanken; denn wir flickten später bisweilen um die Wette.

An einem Donnerstag war unser Engagement zum Abschluß gekommen, und schon am folgenden Tage brachte Herr Poindexter den Italiener und mich auf die Eisenbahn, um uns nach Mississippi zu entführen. Da ich gehört hatte, daß mein Freund H. aus Dresden, ein Architekt, der sehr hübsch malte und zeichnete, in Richmond in Virginien sei, und wir uns dort zwei Tage aufhalten wollten, so beschloß ich, mich gleich hier allen Ernstes auf Zeichnenkunst und Malerei zu werfen. Kaum waren wir also dort angelangt, so suchte ich meinen Bekannten auf, setzte ihn von dem außerordentlichen Ereigniß meiner Ernennung zu drei Professuren in Kenntniß und bat ihn um eine Zeichenvorlage.

Er gab mir ein Haus, und ich ging sofort an die Arbeit. Ich suchte mein Gebäude vom Firste aus abwärts zu Papier zu bringen, zeichnete mit dem größten Eifer, bemerkte aber zu meinem großen Schrecken sehr bald, daß das verwünschte Haus schief gerathen war, und daß ich die obern Theile so großartig angelegt hatte, daß für das unterste Stockwerk kein Platz mehr auf dem Papier war. Nachdenklich betrachtete ich mein Kunsterzeugniß, während H. einen Blick darauf warf, der für meine Künstlerschaft ebenso bedenklich war, als der Mangel des untersten Stockwerkes für mein Gebäude.

„Du hättest etwas mehr messen sollen,“ sagte er.

„Ja, 's mißt sich!“ war meine verdrießliche Antwort. „Mit Gebäuden scheint es nicht recht gehen zu wollen, gib mir etwas Baumschlag.“

Er reichte mir eine derartige Vorlage hin und machte mich darauf aufmerksam, daß ich von unten aus aufwärts arbeiten müsse, weil Alles in der Natur wie im Menschenleben sich von unten aus entwickle. So ließ ich denn den Stamm meines Baumes vom Boden aus emporsteigen, bis der erste belaubte Ast dem raschen Gange meiner Bleifeder ein Ziel setzte. Denn nunmehr suchte ich jedes einzelne Blättchen ganz getreulich abzuzeichnen. Während ich mich so mit den paar Blättern gewissenhaftest abmühte, sah mir mein Freund und Lehrer mittheilig über die Schulter und sagte: „Auf die Weise bist Du übers Jahr mit dem Baume auch noch nicht fertig. Mit dem Laubwerk mußt Du ganz frei verfahren. Sieh' mal, so.“

Er machte es mir vor, ich machte es nach, aber leider! mit sehr schlechtem Erfolge. Ich ließ daher meinen Baum in seiner unvollendeten Gestalt und sagte: „Mein liebster H., ich denke, ich muß erst tiefer in den Süden. Vielleicht wirkt dann das Klima günstiger auf die Entwicklung meiner künstlerischen Fähigkeiten. Gib mir jetzt einige Anweisung im Malen.“

Mit dankenswerther Bereitwilligkeit schrieb mir mein Freund einen kleinen Aufsatz über Mischung, Auftragung, Abschwächung der Farben u. dgl. nieder und fügte am Ende eine Anzahl ausgemalter Vierecke bei, deren jedes einen bestimmten Farbenton mit Angabe der Benennung enthielt; denn mir waren sogar die Namen der meisten Farben unbekannt. Mit diesem Führer auf dem Felde der Kunst in der Tasche glaubte ich es zur Noth mit der Malerei aufnehmen zu können. Ich kaufte mir daher noch zwei Bilder, ein kleines Genrebild und eine große Etude, einen Frauenkopf, um mich gelegentlich unterwegs im Zeichnen zu üben, und setzte dann mit noch ungebrochenem Muthe mit dem Italiener und dem Principale, der sich in Richmond durch eine Lehrerin verstärkt hatte, die Reise fort.

Von Richmond bis Montgomery in Alabama konnte ich freilich meinen künstlerischen Uebungen nicht obliegen, denn Tag und Nacht ging es rastlos auf der Eisenbahn weiter; aber zu Montgomery bestiegen wir ein Dampfboot,

das uns nach Mobile bringen sollte. Diese Reise nahm bei dem damaligen niedrigen Wasserstand des Alabama fast drei Tage in Anspruch, und so meinte ich Gelegenheit genug zum Zeichnen zu finden. Ich sah mich daher alsbald nach einem passenden Plätzchen um und war so glücklich, auf dem Verdeck eine alte Kutsche zu entdecken, in der ich sofort mein Atelier aufzuschlagen beschloß. Rasch holte ich das Genrebild, zwei sitzende Knaben, die mit einem Hunde spielten, herbei und schlüpfte in die Kutsche. Ich zog meinen ziemlich stumpfen Bleistift, den ich in Ermanglung eines Messers nicht spizen konnte, aus der Brusttasche, legte ein Stück Papier auf ein Buch, dem mein aufgestemmes rechtes Knie zum Stützpunkt diente, und machte mich an meine beiden Knäblein. Das Gesicht des Einen stand bald im äußern Umriß auf dem Papiere; aber jetzt kamen die Augen und das Lockenhaar an die Reihe, beides sehr bedenkliche Punkte. Mit wahrer Künstlerruhe setzte ich den Mund und das Geruchsorgan im Kopfe ein, führte die Augen aus, und siehe da! das rechte Auge stand im stumpfen, das linke im spizen Winkel zur Nase. Ueberdies hatten beide Augen einen ganz verschiedenen Blick. Fatal! sehr fatal! Schielen lassen wollte ich meinen Jungen durchaus nicht; auch sollte er wenigstens eine menschliche Gesichtsbildung bekommen. Leider konnte ich nichts wegwischen, denn ich hatte auch keinen Gummi. Ich zeichnete daher sofort ein Paar neue Augen theilweis über die alten weg. Kaum war ich damit fertig, als ein kleiner Yankee, ein Schulbube, mein Atelier besuchte, sich ganz ungezwungen neben mich setzte, meine Zeichnung betrachtete und mich dann ganz naiv fragte, ob ich einen Affen malen wollte. Ich warf ihm einen vernichtenden Blick zu, hieß ihm das Feld räumen, packte meine Jungen zusammen, verwies sie in die Reisetasche und beschloß, vorerst das Klima noch etwas mehr auf mich wirken zu lassen.

Ziemlich betroffen über diese Niederlage, lehnte ich mich über das Geländer des untern Deckes und starrte auf den Fluß hinab. Da zupft es mich am Ärmel. Ich sehe mich um und gewahre den Principal, der mir sehr bald unter dem Vorwand, daß ihm das Reisegeld ausgegangen sei, meine ganze Baarschaft bis auf zwei Dollar als Darlehen abzuschwägen wußte. Dies geschah, wie ich später merkte, in der wollwollenden Absicht, mir die Mittel zum Davonlaufen zu entziehen. So erleichtert, suchte ich mich durch das bunte Schauspiel, das die Fahrt bot, etwas aufzuheitern.

Die Ufer des Alabama sind von Montgomery bis weithin stromab recht anmuthig. Sie steigen auf beiden Seiten ziemlich hoch und namentlich auf der rechten Seite ziemlich steil an und sind links bewaldet, während sie rechts meist fahl sind und große Baumwollpflanzungen begrenzen. Diese Pflanzungen warfen Massen von Baumwollballen aus, die von Negern das steile Ufer herabgerollt wurden, sowie unser Dampfer in Sicht kam. Auch wurden an vielen

Stellen auf Rutschbahnen schwer befrachtete Karren an Seilen herabgelassen, um ihre Ladung auf das Dampfboot zu übertragen. Sowie derartige Fracht das Ufer herabkam, legte unser Dampfboot an, und nun begann die Thätigkeit der Sklaven, die unsre Schiffsmannschaft bildeten. Rasch werden zwei Planken vom Schiffe aus ans Ufer geschoben, und vom Aufseher angetrieben, eilen die Schwarzen hinüber. Mit unglaublicher Gewandtheit und Sicherheit wälzen oder tragen die Neger schwere Ballen oder gewaltige Frachtstücke über die schwanken Bretter an Bord des Schiffes; doch bekommt hier und da ein Säumiger vom Treiber einen Peitschenschlag, während dort ein Wollhaupt der Peitsche durch die Flucht zu entgehen sucht und mit unbändigem Lachen aus sicherer Entfernung dem verfolgenden Treiber eine lange Nase macht, bis ein unvorhergesehener Zwischenfall der Verfolgung ein Ziel setzt. Denn eben kommt ein mächtiger Ballen den Berg herabgerollt, schlägt auf eine am Wasserrand stehende große Waarenkiste und schmettert sie in den Fluß. Ein unaussprechliches Gelächter der gesammten Negergesellschaft feiert diesen Unfall, während der Pflanze mit aufgespanntem Sonnenschirm trüg oben am Rande seiner Pflanzung steht und verdrießlich dem Treiben da unten zusieht. Noch ist ein anderer dürrbeiniger Pflanze am Landungsplage unverdrossen damit beschäftigt, sich in den Deckel seines hohen, rundköpfigen, schwarzen Hutes auf Gerathewohl Löcher zu schneiden, um der Luft mehr Zutritt zu verschaffen, da schrillt die Dampfpeife, die Planken werden zurückgeschoben, und wir fahren weiter. Nun machen sich die Neger auf den Baumwollballen bequem, um von der Arbeit auszuruhen. Da hat sich ein stämmiger Gesell der Länge nach rücklings auf einem Ballen ausgestreckt und setzt sein pechschwarzes Gesicht mit wahrer Wollust den glühenden Strahlen der Augustsonne aus; dort stolpert ein anderer unachtsamerweise über ein Tau und stürzt zu Boden. Das gibt einem trüg vor sich hin träumenden Wollhaupt so unerschöpflichen Stoff zum Lachen, daß er sich mit tollem Geschrei unter wahrhaft krampfhaften Erschütterungen auf einem Ballen herumwälzt.

So treiben wir ruhig dem Einbruch der Nacht entgegen; da erhält das Boot einen derben Stoß, und wir sitzen fest. Das widersuhr uns, beiläufig bemerkt, auf der Fahrt funfzehn- bis zwanzigmal, obwohl das Dampfboot trotz seiner gewaltigen Ladung nur  $1\frac{1}{2}$  Fuß tief ging. Rasch werden auf dem Bug in Feuerbecken große Kienbrände angezündet, und eine Bootsmannschaft rudert in einem Boote ans Ufer, um ein Tau zu befestigen. Ein wahrhaft romantischer Anblick! Anstete Lichtstreifen irren über das Ufer hin und lassen bald Gehölz, bald ein Gebäude, bald kahle Flächen scharf hervortreten, während das Ganze wie in einen halbdurchsichtigen, röthlichen Lichtflor gehüllt ist. Hier und da tauchen im Feuerscheine schwarze Gestalten auf, um das Tau am Ufer festzumachen, während die übrigen Neger im vollen Feuerglanze harrend an der

Schiffswinde stehen. Jetzt ist das Tau befestigt, das Signal kommt, und gegen die Schwengel gestemmt, umkreisen die Neger wie höllische Geister mit wildem Gejauchz die Winde, die sich unter dem schweren Drucke willig dreht. Da plötzlich thut es einen Ruck, die Winde umschnellt sich rasch, die Neger purzeln zu Boden, und das Schiff ist flott.

So ging es fort, bis wir zu meinem großen Leidwesen zu Mobile ankamen. Wir stiegen ans Land, und ich war so glücklich, bald einen Deutschen zu treffen, an den ich empfohlen war. Vor ihm schüttete ich mein Herz aus und deutete ihm mit Rücksicht auf den bisherigen schlechten Erfolg meiner künstlerischen Versuche meine Befürchtungen bezüglich des Unterrichtes an. „Seien Sie darüber ganz ruhig,“ sagte er. „Aufs Lernen kommt es den Damen durchaus nicht an. Es ist ja Alles Schwindel. Sie zeichnen oder malen den Mädchen irgend was Beliebiges vor, damit sie etwas aufzeigen können. Selbst machen wollen sie nichts.“

„Das wäre schon ganz gut,“ erwiderte ich; „aber ich kann ja eben den Mädchen nichts vorzeichnen oder vormalen.“

„Gehen Sie nur getrost in Ihr Institut. Sie lassen die Mädchen machen, was sie wollen. So wollen sie es haben.“

Ungewiß, ob ich aus diesen Worten Trost schöpfen sollte, oder nicht, kam ich in unser Hotel, wo die Aufregung meines Gemüthes ebensowenig als die zahllosen Mosquitos, welche das Bett umschwärmten, mich Ruhe finden ließen.

Am Morgen fiel mir zufällig die „Mobile Daily Tribune“ in die Hand, und ich fand darin zu meinem nicht geringen Erstaunen unter Anderem Folgendes:

„Wir hören, daß Herr Poindexter im Norden gewesen ist, um die Fakultät seiner bewunderungswürdigen Schule zu ergänzen. Er engagirte dort einen wohlbekannten Musiklehrer aus Italien für den Unterricht in der Opernmusik. Er gewann ferner den Professor Oliva aus Neapel und den Professor Kübel, einen deutschen Linguisten aus Heidelberg. Mit diesen Acquisitionen kommt seine Schule jeder höheren Unterrichtsanstalt in den Vereinigten Staaten gleich u. s. w.“

Mich königlich sächsischen Deutschen hatte der Principal also von Leipzig nach Heidelberg versetzt, weil, wie ich später erfuhr, aus seiner Gegend ein junger Mann in Heidelberg gewesen war, dieser Ort also mehr ins Gewicht fiel, als Leipzig. Aus dem Italiener aber hatte er, wie unser Herrgott im Paradiese aus Adam, gar zwei Personen gemacht, wovon die eine freilich namenlos geblieben war.

Von Mobile fuhren wir auf der Eisenbahn weiter, die uns am Abend desselben Tages in Macon aussetzen sollte. Mein zwischen Bangen und Hoffen schwankendes Gemüth fand sich durch die Gegend, durch die der Zug ging, nur noch mehr niedergedrückt. Wie trostlos und öde! Hier langgestreckte Pflanzungen, über die einzelne halbverkohlte Bäume verstreut sind, die das Feuer beim Niederbrennen des Holzes nicht zu zerstören vermocht hat, und die ihre dürren, kahlen Aeste wie stehend emporstrecken. Die Gebäude scheinen fernab zu liegen. Nun wieder endlose Strecken von Urwald, in welchem Gebüsch und Baumäste so dicht in einander verschlungen sind, daß aller Zutritt ausgeschlossen zu sein scheint. Den Boden deckt stehendes Gewässer, in welchem umgestürzte Baumstämme faulen. Alles öde und grabesstill, nur daß bisweilen ein Rudel Kühe, die auf der Bahn gelegen haben, durch das Brüllen der Locomotive — denn Pfeifen kann man es nicht nennen — aufgeschreckt, scheu nach allen Richtungen zerstreuen. Bisweilen kommen auch Haltpunkte, wo ge

bretterne Häuser die Anfänge eines künftigen Städtchens bilden. Endlich erreichen wir Macon. Traurige Gegend, trübseliges Dertchen mit etwa zweitausend Einwohnern. Dagegen nimmt sich das Hauptgebäude des Institutes von außen ziemlich stattlich aus. Es ist zwar nur von Holzwerk, aber dreistöckig und vorn und hinten mit hohen Säulenhallen verziert. Es wird sich schön wohnen in diesen stolzen und jedenfalls comfortablen Räumen. Und an angenehmer Gesellschaft wird es auch nicht mangeln. Kommt doch soeben der schnellfüßige Professor der französischen Sprache, Herr Le Maire, herbeigetänzelt und erfahren wir doch schon in der ersten Stunde unseres Bekanntwerdens von ihm, daß er bereits in der ganzen Welt gewesen und in allen Gebieten der Wissenschaft und Kunst bewandert und daß seine Lehrmethode von der pariser Akademie „approbirt“ ist. Gewiß ein sehr achtungswerther Colleague! Langsam und gemächlich dagegen schlendert der erste Musiklehrer, Herr Dales, ein Yankee, herbei. Er ist vielleicht nicht so liebenswürdig wie der Franzos, ein wenig phlegmatisch und wortkarg, aber ohne Zweifel gleichermaßen höchst bedeutend. Er ist, wie ich ebenfalls sehr bald erfahre, ein zweiter Thalberg.

Und ich? Ich musterte im Geiste noch einmal meinen musikalischen Schatz, fand ihn betrübend ärmlich und begab mich sorgenvoll in das mir angewiesene Bett, wohin mir der Italiener bald folgte. Denn Tom, der Neger, der uns später bedienen sollte, hatte unsre Stube noch nicht geweißt, und so mußten wir einstweilen in der Expedition des Principals in einem Bett zusammenschlafen.

Am nächsten Morgen ersuchte ich Herrn Poindexter, mir den Zeichen- und Malerei-Apparat auszuantworten. Er erklärte kaltblütig, daß er von alle dem gar nichts habe. Wie vom Donner gerührt durch diese Nachricht, erinnerte ich ihn an seine frühere Versicherung, daß ich alles zum Zeichnen und Malen Erforderliche vorfinden werde; er aber zuckte die Achseln und ließ mich stehen. Also malen konnte ich nunmehr nicht; aber das Zeichnen wollte ich durchaus noch nicht aufgeben. Ich holte daher meine große Etude, den Frauenkopf, stahl mich in ein Nebengebäude, in welchem die Hauptschulstube war, setzte mich an ein Subsellium und schritt ans Werk. Stundenlang hatte ich im Schwelge meines Angeichts gezeichnet und wollte eben das Resultat meines Kunstfleißes einmal prüfen, als hinter mir ein schallendes Gelächter ausbrach. Professor Dales hatte sich unbemerkt in die Schulstube geschlichen und mir verstohlen zugesehen. „Ist das von Ihnen?“ sagte er, indem er meine Zeichnung in die Hand nahm und unter krampfhaftem Fortlachen näher inspicierte. Ich hielt die Kritik, die er auf diese Art aussprach, für so durchschlagend, daß ich nun auch das Zeichnen aufzugeben und das Schicksal ruhig walten zu lassen beschloß.

Niedergeschlagen trug ich meinen aufgerollten Frauenkopf in unsere Wohnstube, die Tom inzwischen geweißt hatte. Sie war in einem Nebengebäude eine Treppe hoch. — Aber wie? Sehe ich recht? Wäre das wirklich ein Wohnzimmer für zwei Professoren oder nur die Ruine eines solchen? So viele zerbrochene Fensterscheiben, die nur theilweis mit Brettern verschlagen oder mit Papier verklebt sind! Und die Wände an der Vorderseite verfallen und voll große Lücken, durch die man ins Freie sehen kann! Und was bedeuten die zahllosen kleinern Löcher, als ob die Wände mit Kartätschen beschossen worden wären? Und dort das Meublement? Zwei wacklige Stühle und ein alter Tisch, dem ein Bein fehlt! Ist das die ganze Professorenherlichkeit im stolzen vornehmen Süden?“ Nein, nicht die ganze. Es stehen noch zwei alte Bettstellen in der Stube. Und die Hitze! Die Sonne lag den ganzen Tag auf dieser Höhle, und doch gab es zur Erquickung nur mattes Regenwasser.

Wohl stiegen bei meinem Eintritt in dieses Gemach düst're Gedanken in mir auf, um so düst'rer, als mein Gemüth von Sorge und Unruhe gequält wurde. Denn ich mußte mir jetzt gestehen, daß ich an der bildenden Kunst vollständig gescheitert sei. Indessen an der Musik hatte ich mich noch nicht versucht, und auf sie beschloß ich mich mit der Energie der Verzweiflung und mit allerdeutsehster Ausdauer zu werfen. Ich stieg daher die Treppe hinab in die Hausflur, wo ein alter Klapperkasten stand, und auf ihm bearbeitete ich von jetzt an in der größten Hitze täglich sechs Stunden lang Bertinis Pianoschule, um mich mit der Theorie wieder veriraunt und meine Finger zu guten Läufern zu machen. Herr Dakes, der zweite Thalberg, belauschte mich bisweilen, wie ich merkte. Ich ließ mich dadurch nicht beirren, war aber nicht wenig erstaunt, als eines Morgens das Instrument verschwunden war. Man hatte es in ein andres Local geschafft, zu dem mir Thalberg trotz meiner eifrigsten Vorstellungen den Schlüssel nicht ausantwortete.

Nun waren mir die Pforten zu allen drei Künsten verschlossen, und es blieb mir nichts übrig, als mich auf das Studium der neuern Sprachen zu legen. Ich theilte daher meine Zeit ein und trieb täglich außer den alten Sprachen Englisch, Französich, Italienisch und Spanisch. Der Italiener fing inzwischen Mäuse, Fliegen und Spinnen. Die Mäuse begoß er mit Spiritus, zündete ihn an und ließ die Thierchen laufen. Im Winter band er sie mit dem Schwanze an einen Faden und ließ sie auf dem glühenden Ofen tanzen. Den Fliegen schnitt er den Kopf ab, und den Spinnen riß er die Beine aus. Meinen Vorstellungen gegen derartigen Zeitvertreib konnte ich nicht den nöthigen Nachdruck geben; denn es war nicht recht geheuer, mit ihm zusammenzuwohnen. Bisweilen fragte er auch auf einer Geige, die er mitgebracht hatte. Er kannte keine Note und spielte bloß nach dem Gehör. Wenn er sein Instrument strich, mußte ich die Stube verlassen. Dazwischen drangen aus dem benachbarten Hause des Franzosen herzbrechende Töne zu uns herüber. Monsieur Le Maire blies zum Zeitvertreib nach dem Gehör Trompete und Posaune und wurde im Orte als Meister auf diesen Instrumenten angesehen. Thalberg vertrieb sich die Zeit noch einfacher. Stundenlang saß er unter der Vorhalle mit dem Hut auf dem Kopfe auf zurückgelehntem Stuhle und durchforschte die blaue Luft.

### Berichtigung.

Der in dem Aufsatz „Dänische Schulmeister in Schleswig“ (Nr. 41, S. 77) als Product Lorenzens mitgetheilte Dithyrambus vom dänischen Schwanenneß ist nicht von jenem, sondern von Hans Christian Andersen. Unser Urtheil über den Werth desselben wird dadurch nicht geändert.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moriz Busch.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Albert in Leipzig.